

## Unbeachtete Gleichnisse des Evangeliums.

Von Prof. Dr. Urban Holzmeister S. J., Innsbruck.

Im folgenden sollen einige der herrlichen Bilderreden des Heilandes einer mehr praktisch gehaltenen Würdigung unterzogen werden, die um so mehr erwünscht sein dürfte, als die in Frage stehenden Parabeln ein sehr verborgenes Dasein führen. Sie sind zum Teil in die lateinische Liturgie gar nicht aufgenommen, teils sind sie trotzdem fast unbeachtet geblieben. Und doch ist ihr belehrender Wert dem der allbekannten Gleichnisse gegenüber keineswegs als sekundär zu bezeichnen.

### I. Die eigensinnigen Kinder (Mt 11, 16—19; Lk 7, 31—35).

Die von den beiden Evangelisten fast gleichlautend überlieferte Rede, welche von der protestantischen Kritik darum der angeblichen Logienquelle zugeteilt wird, gehört der dritten der sieben großen Reden des ersten Evangeliums an, der Täuferrede. Die Gesandtschaft seines gefangenen Vorläufers hatte der Herr erwidert mit einer Lobrede auf den größten der vom Weibe Geborenen, der in seiner Versuchung nicht dem schwankenden Schilfrohr gleich seine Festigkeit verloren hatte. Aber die gemeinsamen Gegner des Gottesreiches sind sich nur im böswilligen Ablehnen der Wahrheit gleichgeblieben; in ihrem taktischen Vorgehen kann der Herr einen merkwürdigen Widerspruch feststellen, der ihren Ansturm dem Vorgehen unvernünftiger Kinder ähnlich macht und sie darum zum Vorwurf der Lächerlichkeit verurteilt.

1. *Das Bild.* „Mit wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? (Lk fügt bei: „Wem sind sie ähnlich?“) Sie gleichen Kindern, die am Markte sitzen und sich gegenseitig zufielen: „Wir haben euch auf der Flöte vorgespielt, aber ihr habt nicht getanzt“, „wir haben Klängelieder angestimmt, ihr aber habt nicht geklungen.“ Der Heiland wählt somit als Anschauungsmittel das Vorgehen der Kinder bei ihren unschuldigen Spielen, das ihm, dem göttlichen Kinderfreunde, so genau bekannt war und das er gerade deshalb, weil es nicht ganz einwandfrei ist, als Bild fürs Vorgehen seiner Gegner verwendet.

Der Heiland setzt voraus das Verhalten der Kinder bei ihren Spielen. Selbstverständlich ist nicht die Rede von jenen Spielen, die uns der Kulturfortschritt der Gegenwart beschert hat, und die kunstvolle Geräte, oft sogar einen genauen Unterricht benötigen. Was er hier

zum Gegenstande eines belehrenden Bildes macht, das vollzieht sich in der naturhaften Einfachheit, die das Morgenland stets in noch höherem Grade bewahrt hat als die abgelegensten unserer Landdörfer. Diese Spiele bestehen nun darin, daß die Kinder die Erwachsenen nachahmen und ganz besonders in jenen Handlungen, die nach außen hin auffallen, und zwar deshalb, weil sie sich mit Lärm und einem gewissen Gepränge vollziehen; gerade dies ist es, was die Aufmerksamkeit und das Interesse des kindlichen Gemütes auf sich zieht. Die liebe Jugend pflegt beim Hausbau nicht immer müßig zuzuschauen, sondern man beginnt mutig dasselbe Werk, natürlich mit Holzstücken und Lehm oder gar mit Straßenkot, und die kleinen Architekten sind glücklich, wenn sie etwas geschaffen haben, das einer menschlichen Behausung irgendwie ähnlich sieht; der Baukasten, den unsere lieben Kleinen unter dem Weihnachtsbaum finden, ist nichts anderes als eine verfeinerte Kulturform dieses naturhaft entstehenden Nachahmungstriebes. Sie sehen sodann einen Fuhrmann mit Zweigespann und Peitsche, und alsbald ist eine Peitsche hergestellt; in Ermangelung künstlicher Pferde muß ein Altersgenosse sich zur Bildung eines Gespanns herbeilassen. Sogar das Auto hat auf den Spielplätzen eine Nachbildung gefunden. Namentlich ist es das Militär, das die Aufmerksamkeit der Kinder anzog: rasch ist Helm und Säbel angefertigt und selbstbewußt marschiert der junge Hauptmann, mit papierenen Auszeichnungen geschmückt, an der Spitze seiner barfüßigen Schar einher. Die Umgebung wird nervös, wenn eine Musikkapelle diesem Nachahmungsinstinkt einen Anlaß zur ohrenbetäubenden Betätigung bietet. Sie sieht es lieber, wenn die kirchliche Liturgie dazu herhalten muß; Messelesen und Prozession halten gilt nicht mit Unrecht als ein erstes Zeichen des Priesterberufes. — Diesen natürhaften Knabenspielen entsprechen die Mädchenunterhaltungen; was ist das Spielen mit der Puppe anderes als die Nachahmung der Mutter in ihrer Hauptarbeit, was ist der Kinderreigen anders als eine primitive Tanzbelustigung!

Diesen psychologischen Gesetzen waren nun auch die Kinderspiele in Altisrael unterworfen, nur mußte sich ihre Betätigung in noch einfacheren Formen als bei uns bewegen. Da gab es keinen Militarismus; in Galiläa fehlten prunkvolle religiöse Feiern. Allein von Zeit zu Zeit bewegten sich auch durch entlegene Orte Galiläas Umzüge, die ein gewisses feierliches Gepränge entfalteten; dies

erfolgte bei Hochzeitsfeiern und anlässlich einer Beerddung. Erstere bestanden in einem feierlichen Zuge, an dem der Großteil der Bevölkerung den Bräutigam begleitete, wenn er die Braut „heimführte“. Namentlich gehörte das Flötenspiel und der einfache Stampfreigen zum wesentlichen Zeremoniell der Hochzeit.<sup>1)</sup> Auch die Leichenfeiern, an denen stets „viel Volk aus der Stadt“ (Lk 7, 12) sich beteiligte, mußten einen tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüt machen. Bei diesen traten besonders die Klageweiber hervor, welche an Stelle unserer Musikkapellen den Trauergesang zu besorgen hatten. Was die alte Gewohnheit festgesetzt hatte, ist im Talmud Gesetz geworden: jeder Mann war gehalten, beim Begräbnis seiner Frau Klageweber zu bestellen.<sup>2)</sup> Elegische Volksweisen waren mit Ausbrüchen der tiefsten Trauer durchsetzt; namentlich war es ein immer wiederkehrender Refrain, das lang hingezogene Lu-lu-lu,<sup>3)</sup> der den oft chormäßigen Totenklagen das eigentümliche Gepräge gab und natürlich die Kinderwelt zur Nachahmung anreizen mußte.

Wir kennen nun die beiden Spiele, welche für die primitiven Verhältnisse im Gottesvolke einzige in Frage kommen; auf diese zwei Formen war die Auswahl beschränkt. Allein gerade diese Entscheidung war oft durch den Eigensinn der Kinder behindert. Da eine größere Anzahl von Teilnehmern zu solchen Gesellschaftsspielen erforderlich war, so mußten Meinungsverschiedenheiten namentlich in kleineren Orten oft alles vereiteln. Der eine Teil hatte z. B. das Hochzeitsspiel vorgeschlagen und gleich mit dem Flötenspiel begonnen; man war aber nicht durchgedrungen, da die anderen Kinder, vielleicht noch unter dem lebenden Eindruck einer jüngst erfolgten wirklichen Trauerfeier stehend, sich für ein dieser entsprechende Spiel entschieden und auf diesem Standpunkt unbedingt beharrten. Wo Interessen von solcher Wichtigkeit auf beiden Seiten auf dem Spiele stehen, da ist eine Einigung freilich ausgeschlossen. Erwachsene werden sich leichter hinwegsetzen über derartige Gegensätze; sie werden auch, wo eine Einigung sich nicht durchführen läßt, verärgert das Kampffeld verlassen. Bei Kindern aber wird der Ärger über das vereitelte Spiel sich in gegen-

<sup>1)</sup> Vgl. die eingehende, mit reichen Belegen versehene Schilderung bei *Strack-Billerbeck*, Kommentar zum N. T. aus Talmud und Midrasch, I., München 1923, S. 504—517.

<sup>2)</sup> *Strack-Billerbeck*, I., S. 521.

<sup>3)</sup> *Fonck, Parabeln*<sup>a</sup>, S. 276.

seitigen Vorwürfen Luft machen. Die zwei streitenden Parteien beziehen ihre Stellungen auf dem für derartige Aufzüge einzig geeigneten Hauptplatz des Ortes, dem Markt, und schleudern sich nun die schwersten Vorwürfe zu. Jeder Teil betont, daß die eigene Anregung die einzig richtige gewesen sei und daß nur durch die Schuld der Gegenpartei das Spiel nicht zustande kam. Die eine Partei betont: Wir haben das Hochzeitsspiel vorgeschlagen, ja sogar schon mit ihm begonnen, „wir haben euch mit der Flöte vorgespielt — aber ihr habt nicht getanzt“ und seid somit auf unser so läbliches Beginnen nicht eingegangen und habt alles vereitelt. — „Nein“, antwortet prompt die andere Gruppe, „wir haben den (viel leichteren, schöneren) Klagegesang bereits angestimmt, aber ihr habt nicht eingestimmt und habt nicht geweint; durch euren Starrsinn ist es also nicht zur Ausführung gekommen“.

Wir müssen hier wie bei anderen Fällen, in denen eine Gruppe von Menschen sprechend eingeführt wird, die Rede auf verschiedene Sprecher verteilen. Man glaube ja nicht, das Apostelkolleg habe auf die bekannte Frage des Herrn: „Für wen hält man den Menschensohn?“ (Mt 16, 13) gleichsam im Chor die im Evangelium mitgeteilte Antwort gegeben; wir haben vielmehr verschiedene Sprecher vorauszusetzen, von denen der eine den Täufer, ein anderer Jeremias in Vorschlag brachte, während andere auf einen andern Propheten in bestimmter oder unbestimmter Form hinwiesen. Der Evangelist hat mit gutem Rechte aus solchen Einzelworten eine Gruppenrede gebildet. Ähnlich haben wir hier verschiedene Sprecher, nämlich die beiden streitenden Parteien und auch in diesen die Wortführer, die „Hauptschreier“ vorauszusetzen; wir dürfen keine einheitliche Rede annehmen.

2. *Die Lehre.* Der Heiland wirft nun seinen Gegnern, die im Kreise der Schriftgelehrten zu suchen sind, vor, daß sie genau dasselbe eigensinnige, störrische Betragen zur Schau tragen, wie es sich an spielenden Kindern zeigt, und zwar gegenüber dem, was sowohl sein gottgesandter Vorläufer als auch er selbst ihnen durch die Tat vorgen macht hat. „Es trat Johannes der Täufer auf; er aß nicht (Lk: „Er aß kein Brot“) und trank nicht (Lk: „Er trank keinen Wein“). Da habt ihr gesagt: ‚er hat einen bösen Geist‘. (Darauf) kam der Menschensohn, der ißt und trinkt. Da sagt ihr: ‚Seht da den Schlemmer und Weintrinker, den Freund der Zöllner und Sünder!‘“ Sein Auftreten war von dem des Täufers im Äußern ganz

wesentlich verschieden. Der Jordanprophet im rauhen Mantel aus Kamelhaaren hat, wie Mt sich kurz ausdrückt, „weder gegessen noch getrunken“ oder wie Lk erweiternd und erklärend dasselbe mitteilt, er hat „weder Brot gegessen noch Wein getrunken“. Johannes hat sich der berauschenen Getränke enthalten, wie Gott es ihm befohlen hatte (Lk 1, 15), und er hat die übliche Kost gemieden und sich Heuschrecken und wilden Honig, die rauhe Asketenkost, gewählt. Im Gegensatz dazu habe er selbst, der Heiland, Brot gegessen und Wein getrunken, das heißt er hat die gewöhnliche Lebensweise gewählt. Jesus tat dies bekanntermaßen darum, um zu zeigen, daß das Äußere nicht die Hauptsache ist, da die wahre Tugend im Herzen, im freien Streben besteht, das nicht wesentlich an ein hartes Bußleben gebunden ist. Allein keines der beiden äußerlich entgegengesetzten Vorgehen hat die Billigung der Pharisäer gefunden. Man war in seinem Eigensinn erfunderisch genug, um die Ablehnung der zwei Propheten, die nicht von der herrschenden Lehrkaste geeicht waren und deren Auftreten somit als Eingriff ins eigene Lehrmonopol bitter empfunden wurde, mit einer billigen Ausrede begründen zu können. Gegen Johannes wurde, wie wir nur aus dieser Mitteilung des Herrn erfahren, geltend gemacht: das geht nicht mit rechten Dingen zu, „er ist vom Teufel besessen“. Das entgegengesetzte Verhalten des Herrn trug ihm den Vorwurf ein, er sei ein „Gourmand“, ein Schlemmer und Trinker; dazu wurde die Freundschaft mit den reichen Zöllnern und Sündern als bekräftigender Beweis herangezogen. Es hat also „den Leuten dieses Geschlechtes“ oder Schlages keiner der beiden Gottgesandten es recht machen können. Somit schließt der Heiland: sie sind eben eigensinnig wie die Kinder und so muß man sie ruhig reden und sich ereifern lassen und darf ihnen darum hierin keine weitere Beachtung mehr schenken.

Allein das traurige Bild dieser ersten Gerichts- oder Verwerfungsparabel darf nicht mit diesem traurigen Ernst ausklingen; es soll ihm ein versöhnender Lichtblick als Abschluß gegeben werden. Man vergleiche die Psalmen 2 und 28 (29), in denen die Empörung der Feinde und der Schauer des Gewitters zum Anlaß wird, um das Glück der auf Gott vertrauenden Gerechten in aller Kürze zu betonen. So hören wir auch hier am Schlusse die tröstliche Versicherung: „Doch wurde die Weisheit von ihren Kindern anerkannt.“ „Kinder der Weisheit“ sind ihre Anhänger, welche sich von ihr leiten lassen. Solche wahre

Gottsucher fanden Gefallen sowohl an der Strenge des Vorläufers als auch an der Milde des Heilandes. Die in sich entgegengesetzten Formen wurden gewertet als ebenbürtige Äußerungen der wahren inneren Frömmigkeit. Solche von oben erleuchtete Seelen haben sich nicht in subjektiver Willkür einseitig auf den einen Standpunkt gestellt; sie haben es vielmehr sorgsam vermieden, der göttlichen Weisheit vorzugreifen, „die alles kräftig und milde anordnet“ (Weish 1, 8). Andreas und sein ungenannter Gefährte (Jo 1, 35), in dem wir wohl den Evangelisten Johannes erblicken dürfen, fühlten sich wohl beim Vorläufer, ihrem ersten Meister; sie gingen aber ohne Widerrede zum Heiland über, dem sie der Täufer in seiner Eigenschaft als Brautführer (Jo 3, 29) zugeführt hatte, ohne die abweichenden Lebensformen als ein Hindernis zu empfinden. Mit Recht faßt St. Augustin den Grundgedanken der Parabel in die Worte: „Die Kinder der Weisheit verstehen, daß weder im Fasten noch im Essen die Gerechtigkeit liegt, sondern im gleichmäßigen Ertragen des Mangels und in der Mäßigkeit im Essen.“<sup>1)</sup>

Wir haben uns natürlich auch hier zu hüten, *alle* Punkte des Bildes auf die Wahrheit anzuwenden. So wäre es verfehlt, in den Kindern, welche das Trauerspiel bevorzugten, ein Bild des ernsten Bußpredigers Johannes und in der Gegenpartei ein solches vom Heiland zu erblicken. Auch darin ist Bild und Wahrheit verschieden, daß bei jenem nur je *ein Teil* das Vorgehen der andern ablehnt, während *alle* Pharisäer gemeinsam sich gegen ihn und seinen Vorläufer aussprachen (Jo 7, 48).

3. *Anwendungen.* Wir finden in den Worten des Heilands ein Prinzip ausgesprochen, das im Laufe der Kirchengeschichte nicht selten in Erscheinung trat: der Kampf gegen die Wahrheit, namentlich auch gegen die Kirche wird von den verschiedensten, oft entgegengesetzten Voraussetzungen aus unternommen. Wir sehen dies namentlich in unseren Tagen: die Kirche kann es nicht allen recht machen, sie wird vielmehr in ganz entgegengesetzter Weise zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe gemacht. Einige aus dem Leben gegriffene Beispiele zeigen uns diesen ausgesprochenen Kindersinn der Gegner.

Es tritt ein Bischof auf, geziert mit den Zeichen seiner Würde, mit einem goldenen Kreuz und einem goldenen Ring; er fährt standesgemäß in einem Wagen. Sogleich erhebt sich Widerspruch gegen die Verweltlichung

<sup>1)</sup> Quaest. evang. 2, 11; ML 35, 1337.

der Kirche: Petrus und Paulus seien nicht auf einem Zweispänner in Rom eingefahren und haben keinen Goldschmuck getragen. Ein häßliches Plakat aus den Zeiten einer Wahl hat uns Christus gezeigt mit einer abwehrenden Geste vor einem Auto, in dem ein Kirchenfürst vorbeifährt; wir lasen damals die Worte: „So habe ich es nicht gemeint.“ Gleich darauf sehen solche Leute einen demütigen Sohn des Heiligen von Assisi, der nach dem Beispiel seines heiligen Ordensstifters den Stolz der Welt im rauen Bußkleid beschämt und mit Füßen tritt, und augenblicklich ist das Urteil fertig: „Aber, so etwas im zwanzigsten Jahrhundert! Das gehört ins finsterste Mittelalter! Die wollen uns die Sonne mit ihren Kutten verhängen!“ — Bald soll die kirchliche Obrigkeit in allem einschreiten, bald soll sie sich völlig passiv verhalten. Während des Krieges sollte sie zu Höchstleistungen ermahnen, ihre Diener mußten die Kriegsanleihe immer wieder empfehlen; darnach hieß es, sie sei schuld an der Verarmung des Volkes, das durch sie in den Kriegsrummel noch mehr hineingehetzt wurde; sie hätte vielmehr mit Bann und Interdikt die katholischen Fürsten und Völker zum Frieden zwingen sollen. Wenn ein Priester sich Übergriffe zuschulden kommen läßt, heißt es gleich: „Ja wie kann man so etwas dulden?“ Erfolgt die Maßregelung, so ist ihr Opfer ein Märtyrer der eigenen Überzeugung und kirchlicher Unduldsamkeit. — Unter Leo XIII. hieß es so oft: „Wir brauchen keinen politischen Papst, wir wollen einen nur religiösen Papst.“ Er kam in Pius X. und hat es ebensowenig recht machen können. — Bald heißt es von den Ordensleuten, sie sollen heraus aus ihren Klöstern, sie sollen eingreifen und arbeiten und retten; und dann hört man wieder, sie sollen in ihren Klöstern schön ruhig bleiben und sich nicht einmischen in weltliche Dinge.

Gar mancher erfahrene Seelsorger wird weitere Beispiele zu erzählen wissen, wie erfinderisch die Eigenliebe ist im Aufspüren von Gründen, um die ablehnende Stellung zu rechtfertigen, die man einnehmen will gegen die Kirche und ihre Diener und Einrichtungen, namentlich Predigt und Beichtstuhl. Der gewissenhafte Priester wird sich wohl hüten, zur Bildung eines solchen „scandalum pharisaicum“ irgendwie Anlaß zu geben. Allein gar oft wird ihm das Wort des Herrn der letzte Trost in solchen Anlässen sein: „Der Knecht steht nicht höher als sein Herr; haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen“ (Jo 15, 20).

Doch wir sehen auch, Gottlob, das vom Heiland genehmigte Vorgehen der Kinder der Weisheit. Wir sehen die wahre Toleranz, welche die Verschiedenheiten duldet und versteht, indem sie mit Paulus mit Befriedigung zur Kenntnis nimmt, daß „der eine diese Gnade, der andere jene erhalten hat“ (1 Kor 7, 7). Eine derartige Verschiedenheit ist von Gott gewollt; es ist, wie der heilige Johannes Chrysostomus zur Stelle ausführt, „wie wenn zwei Jäger einem schwer zu erreichenden Wild auf ganz verschiedenen entgegengesetzten Wegen nachspüren“.

## II. Das Gleichnis vom Bade (Jo 13, 10).

Alljährlich hören wir am Gründonnerstag die kurze Parabel, mit der der Heiland beim letzten Abendmahl den ungestümen Petrus zurechtweist. Dieser hatte sich zuerst dem Ansinnen des Herrn, ihm die Füße zu waschen, völlig entgegengestellt. Auf das entschiedene Wort des Herrn hatte er aber als echter Sanguiniker seinen Standpunkt ins gerade Gegenteil verwandelt und erbittet vom Heiland, er möge ihm auch die Hände und das Haupt waschen. — Das vom Herrn gewählte Gleichnis widerlegt zugleich die oft wiederholte Behauptung, es gebe im vierten Evangelium keine Parabeln, sondern nur Allegorien. Bild und Wahrheit ist hier genau von einander geschieden. Es teilt uns zugleich die ganze Symbolik der vom Heiland in rührender Demut gewählten Handlung der Fußwaschung mit.

1. *Das Bild.* „Wer ein Bad genommen hat, braucht sich nur noch die Füße zu waschen, um ganz rein zu sein.“ Der Heiland setzt hier voraus die Art der Bäder, wie sie im Morgenlande damals üblich waren. Das alttestamentliche Gesetz hatte für verschiedene Verunreinigungen ein Tauchbad vorgeschrieben. Diese religiösen Reinigungsbäder fanden eine Ergänzung durch die im heißen Klima des Morgenlandes nur allzu sehr empfohlenen Vollbäder, die von jung und alt bereitwilligst sowohl im Meere als in Flüssen und Seen, ja in jedem Tümpel genommen wurden. In Jerusalem war dazu Gelegenheit geboten in mehreren Teichen, von denen einige bereits in der Bibel ausdrücklich erwähnt werden. So ist schon bei Isaias die Rede von „dem Oberen“ und „Unteren Teiche“ (7, 3; 22, 9); Johannes erwähnt (5, 2) den am Schaftor des Tempels befindlichen „Schwimmteich“; auch Siloe führt diesen Namen (9, 5). Eine Gelegenheit, zu Hause zu baden, gab es zwar für die Priester in einem

der Nebenräume des Tempels, anderen dürfte sie wohl kaum zur Verfügung gestanden haben.

Wenn nun jemand in einem der Teiche Jerusalems ein Bad genommen hatte, so war es unvermeidlich, daß er sich am Heimwege die Füße beschmutzte. Das ergibt sich einerseits aus der Beschaffenheit des Schuhwerkes im Morgenlande, anderseits aus dem elenden Zustand der Straßen. Die Schuhe waren eben meistens nur einfache Sandalen, welche zwar die Fußsohle schützten, aber die übrigen Teile des Fußes unbedeckt ließen. Da Strümpfe ebensowenig wie heute bekannt waren, so mußte der Fuß bei jeder Wanderung durch die Straßen notwendig unreinigt werden. Bei trockenem Wetter erfolgte dies durch den überreichen Staub, bei Regen durch den sich sofort bildenden Kot. Man war also vom Bade heimgekehrt genötigt, ein Fußbad zu nehmen, um dem Reinlichkeitsbedürfnis völlig nachzukommen. — Das Bild stellt also zwei Sätze auf: a) Trotz des eben genommenen Bades und der im wesentlichen erreichten Reinigkeit wird man in die Notwendigkeit versetzt, die Füße zu waschen; allein b) mit dieser einfachen Maßregel ist die Reinlichkeit völlig wiederhergestellt; es bedarf keiner weiteren Waschung, die etwa jener entspricht, um die Petrus gebeten hatte.

2. *Die Lehre* wird in wenigen Worten beigefügt: „Auch ihr seid rein, aber nicht alle.“ Damit wird analog zum Bilde von den Aposteln mit Ausnahme des Verräters eine doppelte Behauptung durch denjenigen aufgestellt, der „Herzen und Nieren durchforscht“ (Ps 7, 10) und der „ein Richter ist über die Gedanken und Gesinnungen des Herzens . . . , da alles offen und bloß vor seinen Augen daliegt“ (Hebr 4, 12 f.); a) Obwohl die Apostel im wesentlichen sündenrein sind, so haften ihnen doch kleine Sündenmakeln an, die eine durch die Fußwaschung versinnbildete kleinere Reinigung notwendig machen. Dies ist namentlich wegen der nun folgenden hochheiligen Handlung der Kommunion nötig. Allein b) mit dieser Beseitigung der kleinen täglichen Fehler ist auch dem allreinen Auge des Heilands völlig Genüge geleistet. — So lautet die Lehre, welche für den Augenblick selbst gegeben wurde.

Doch der Herr fügt V. 14 f. ein Gebot bei, das für alle Zukunft gilt. Die Apostel sollen sich nach dem Beispiel des Herrn „ gegenseitig die Füße waschen“. Dieser Auftrag sagt, sie sollen sich gegenseitig behilflich sein in der vollen Reinigung des Herzens. Die alte Kirche hat

nämlich dieses Wort nie in dem wörtlichen Sinne genommen, wie er etwa im Römischen Pontifikale vorausgesetzt ist, wo die Fußwaschung des Gründonnerstages den Titel „mandatum“ führt.<sup>1)</sup> Wir haben also dem Worte des Herrn einen anderen Sinn zu geben: die Apostel, ihre Nachfolger und deren Vertreter sollen sich gegenseitig durch einen äußeren Liebesdienst die volle Herzensreinheit verschaffen. Wir kennen den Ritus, durch den dies erfolgt: es ist die Spendung des Bußsakramentes, welche darum *J. Belser* hier direkt empfohlen findet.<sup>2)</sup> Schon *Augustinus* schließt, wir sollen uns ermahnt sehen, „ut confessi invicem delicta nostra oremus pro nobis“ (in Jo l. c.).

Damit haben wir die Lehre des Heilandes gerade auch für den Empfang der heiligen Kommunion zu beachten: diese hochheilige Handlung erfordert im Empfänger eine möglichst große Reinheit, um die auch jener, der im Stande der heiligmachenden Gnade ist, sich besonders bemühen soll. Ob diese Lehre von uns, auch von uns Priestern, immer nach Gebühr beachtet wird? Das bekannte Kommuniondekret Pius X. vom 20. Dezember 1905 unterscheidet in dem wesentlichen Punkte 3 mit voller Klarheit dasjenige, was notwendig ist, von jenem, was als „höchst geziemend“ empfohlen wird. „Etsi quam maxime expeditat, ut frequenti et quotidiana communione utentes venialibus peccatis, saltem plene deliberatis eorumque affectu sint expertes, sufficit nihilominus, ut culpis mortalibus vacent cum proposito se numquam in posterum peccatueros.“ Gewiß hat man manchmal im Eifer, die tägliche Kommunion möglichst zu verbreiten, den ersten Teil dieses Satzes etwas zurücktreten lassen. Man beachte aber den auf den ersten Blick etwas optimistisch klingenden Schlußsatz, mit dem die genannte Nummer des hochwichtigen Dekretes schließt: „Quo sincero animi proposito (se numquam in posterum peccatueros) fieri non potest, quin quotidie communicantes a

<sup>1)</sup> Wir finden zwar gelegentlich den Liebesdienst, anderen die Füße zu waschen, erwähnt; so im Jahre 300 im Konzil von Elvira (*Harduin* 1, 255), bei *Augustin* (Brief 55, 18, 33; in Jo tr. 58, 4; *Migne* L. 33, 220; 35, 1794) und in der Benediktusregel (C. 35, 53). Aber es handelt sich ausschließlich um den in der Bibel oft gerühmten Liebesdienst gegenüber dem an kommenden Fremden (Gen 18, 4; 1 Sam 25, 41; Lk 7, 41; 1 Tim 5, 10), der darum gerne mit der Taufe verbunden wurde. Nirgends ist aufs letzte Abendmahl und die alljährliche Feier des Leidens Christi oder auf einen Auftrag des Heilandes Bezug genommen. Dies ist zum erstenmal nachweisbar 694 im 17. Konzil von Toledo (C. 3; *Harduin* 3, 1813).

<sup>2)</sup> Geschichte des Leidens<sup>2</sup>, S. 169. 188.

peccatis etiam venialibus ab eorumque affectu sensim se expediant.“ Nun sagt uns leider die Erfahrung, daß die hier behauptete Notwendigkeit („fieri non potest“) gar oft nicht in Erfüllung geht. Wir werden somit schließen müssen, daß dies nicht durch eine Verletzung der wesentlichen Bedingung erfolgt, sondern dadurch, daß das „quam maxime expeditat . . .“ nicht die volle Beachtung findet.

Es scheint darum recht empfehlenswert zu sein, der nicht genugsam beachteten Parabel vom Bade und noch mehr ihrer Lehre eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

---

## Müssen wir Katholiken gegenüber der heutigen Körperfunktbewegung unseren Standpunkt revidieren?

Von P. Dr. Joh. Chrysostomus Schulte O. M. Cap., Münster i. W.

In unsrern Tagen ist eine ganz neue Bewegung zur Körperkultur, zur Körperpflege und Leibesübung gleich einer alles mit sich fortreibenden Woge über uns gekommen. Sie hätte in ihren verschiedenen Formen und Arten wohl nie die Riesenmaße unter allen Kreisen der Bevölkerung gewinnen können, wenn sie den Menschen von heute nicht irgendwie eine Befreiung und eine „Erlösung“ bedeuten würde. Es handelt sich um kein künstlich gezüchtetes Treibhausgebilde und um keine bloße Modescheinung, sondern um etwas, was vor allem dem triebhaften Verlangen und dem instinktiven Begehrn der heutigen Jugend direkt entgegenkommt. Es wäre aussichtslos, die Bewegung einfach mit autoritativen Machtmitteln unterbinden zu wollen.

Aber sehen wir Seelsorger in der heutigen Körperfunktbewegung nicht nur ein notwendiges Übel, das zu beseitigen augenblicklich nicht in unserer Macht steht! Denken wir vielmehr an die elementare sittliche Verpflichtung zur Kultur des Leibes. „Es ist der Wille des Schöpfers“, hat Generalpräses L. Wolker auf der letztjährigen Dortmunder Katholikentagung gesagt, „daß der Leib aufrecht sei und rein, licht und schön, gesund und gewandt“. Nach dem Willen des Schöpfers ist der Mensch verpflichtet, „seinen Körper nach Kräften so zu pflegen und zu schulen, daß er, soweit das im unvollendeten Zustand unseres Erdenlebens eben möglich ist, das Ebenbild Gottes möglichst vollkommen widerstrahlt“.